



Stephan Moebius

Diffusion oder Differenz? Queer Theory, queer politics und die Kämpfe um Anerkennung

Im Laufe der Geschichte hat es für diejenigen, die sich nicht in das gängigen Schema des heterosexuellen Begehrens einordnen lassen, unzählige Begriffe und Bezeichnungen gegeben.

Es scheint eine schwierige Aufgabe zu sein, eine angemessene Bezeichnung zu finden für Menschen, die oftmals nur hinter vorgehaltener Hand und mit gedämpfter Stimme erwähnt werden.

Auch Homosexuelle selbst sind sich nicht einig darüber, welches Wort das geeignete ist. Diese Problematik wird nur dann verständlich, wenn man sich bewusst macht, dass es eben nicht nur um einen Namen geht, sondern auch um gesellschaftliche Akzeptanz, um Politik, BürgerInnenrechte, Artikulation und um grundsätzliche Fragen bezüglich sexueller Kategorien. Ob »Sodomiter«, »Urninge«, »Homophile«, »Invertierte«, »Schwule« oder »Lesben«, immer ist impliziert, dass es sich um von der Norm Abweichende handelt, um eine Minderheit und Randgruppe.

Die neueste Bezeichnung für Homosexuelle beiderlei Geschlechts ist »queer«. Der Begriff »queer« will sich aber nicht nur auf diese zwei potentiellen Identifizierungen beschränken, sondern umfasst eine Breite von sexuellen und sozialen Kategorien und sexuellen Vorlieben wie Bisexualität, Sado-Masochismus, cross-dressing, Transsexualität, Transvestismus etc. »Queer« dient somit als »umbrella term« für alle sexuellen Orientierungen außerhalb des normierten Heterosexismus, nicht nur für Lesben und Schwule.¹ Das englische Wort queer hat viele Bedeutungen, doch fast alle haben einen negativen Beiklang: u.a. wunderlich, fragwürdig, sonderbar – und schwul. In einem akademischen Kontext wurde der Begriff »queer« erstmals 1989 anlässlich einer Konferenz in New York zu queer-Film und -Video verwendet und erfuhr allmählich einen Bedeutungswandel hin zu einer positiven Konnotation.²

Mit Hilfe »neuerer« Forschungsansätze, besonders feministischer, poststrukturalistischer und postmoderner Theorien, werden kohärente Identitäten und identitätspolitische Strategien auch von der queer theory in Frage gestellt. In diesem Zusammenhang wird queer theory als politischer und theoretischer Ausweg aus der bisherigen identitätspolitischen Konzeption der Homosexuellenbewegung diskutiert, die sich – nach Auffassung der queer theory – durch Ausschlussmechanismen, einheitlichen und wesenhaften Identitätsvorstellungen den Weg in die selbsterrichtete Sackgasse schuf.

Die queer theory ist im Kontext anderer politischer und sozialer Bewegungen wie beispielsweise der Frauenbewegung entstanden. Schon in den 70er Jahren kamen in der Homosexuellenbewegung Debatten über sexuelle Vielfalt auf. Mitte der 70er Jahre lösten sich viele Lesben von der Homosexuellenbewegung, die sie bis dahin gemeinsam mit Schwulen gebildet hatten, um sich der Frauenbewegung anzuschließen und sich dort politisch zu engagieren.

Die Homosexuellenbewegung war nun gespalten. Auf der einen Seite waren Lesben und heterosexuelle Frauen in der Frauenbewegung aktiv, auf der anderen Seite die schwulen Männer sowie eine geringe Anzahl von Lesben in der nunmehr geschrumpften Homosexuellenbewegung. Letztere entwickelte sich dadurch mehr zu einer ausschließlichen Schwulenbewegung. Erst in den 90er Jahren wurde mit der aufkommenden queer-Bewegung die Kom-



munikation zwischen den beiden Gruppen wieder aufgenommen und die in der Zwischenzeit recht strikte Trennung von Schwulen- und Lesbenbewegung teilweise wieder aufgehoben.

Identität und Differenz

Die queer theory problematisiert in Abgrenzung zur »traditionellen« Lesben- und Schwulenbewegung die hegemonialen sexuellen und geschlechtlichen (gender) Kategorien, die auf einer Vorstellung von festen und kongruenten Identitäten basieren: "I take as central to Queer theory its challenge to what has been the dominant foundational concept of both homophobic and affirmative homosexual theory: the assumption of a unified homosexual identity."³ Die Kategorien »schwul« und »lesbisch« werden als zu undifferenziert und – im soziologischen Sinne – zu ausschließend betrachtet.

Wie schon Ende der 80er Jahre in der feministischen Anthropologie und Theorie diskutiert⁴, kann nicht von einheitlichen Identitäten und (leiblichen) Erfahrungen aufgrund der Zugehörigkeit einer gemeinsamen Geschlechtskategorie oder der gleichen sexuellen Orientierung gesprochen werden. Demzufolge kann auch eine homosexuelle Identität nicht einheitlich sein oder zur einzigen und ausschließlichen Identifizierung eines Menschen dienen: "Einem vielfach konstituierten Subjekt, wie es jedes Subjekt ist, eine ausschließliche Identifizierung vorzuschreiben bedeutet, eine Vereinseitigung und eine Lähmung zu erzwingen."⁵ Der queer theory kommt es darauf an, die Differenzen in und zwischen den Individuen, innerhalb der Kategorien und ihrer Denkstrukturen zu berücksichtigen; Differenzen besonders hinsichtlich gender, Ethnie, Klasse und Sexualität werden bedeutsam. Gerade wegen dieser heterogenen (und doch in verschiedenster Weise miteinander verbundenen) Differenzen kann nicht von einer homogenen Erfahrung ausgegangen werden. Ziel ist nicht die vollständige Unterminierung oder Verabschiedung von Identitäten oder der Identitätspolitik, sondern – individuelle wie kollektive – Identitäten als permanent offen, dynamisch und veränderbar zu betrachten, kein Identitätsmerkmal als alleiniges zu betrachten oder über ein anderes zu stellen und somit den Differenzen, Diversitäten, verschiedenen Interessen und – allgemeiner – der Pluralität und Flexibilität der verschiedenen Identitäten als auch Lebens- und Existenzweisen gerecht zu werden. Es handelt sich dabei aber nicht einfach darum, das Subjekt als eine Pluralität von Identifizierungen zu würdigen, denn diese Identifizierungen sind ineinander verzahnt und transportieren sich wechselseitig. Identitäten werden somit nicht als essentiell (wesenhaft), intrapsychisch oder biologistisch betrachtet, sondern als sozio-kulturelle und historisch konstruierte Produkte, die durch ständige und kontinuierliche Prozesse und Diskurse konstituiert und verändert werden können. Sexualität gilt der queer theory nicht mehr als biologisches Faktum, sondern sie entlarvt mittels poststrukturalistischer und diskursanalytischer sowie Lacan'scher Theoriemodelle sowohl die Existenz zweier Geschlechter als auch die Manifestation sexueller Vorlieben in ausschließlich hetero- oder homosexueller Form als diskursive und historische Produkte.

Eine identifikatorische Gleichheit besteht für die »queers« an den »Rändern« der Identitäten, genauer: in der geteilten gesellschaftlich-kulturellen Marginalisierung. Die jeweiligen differentiellen Erfahrungen und Existenzweisen der Individuen sind hauptsächlich dadurch geprägt, dass sie nicht in das patriarchal-kapitalistische und zwangsheterosexuelle System moderner westlicher Gesellschaften passen.

Dekonstruktion binärer Strukturen

Die queer theory geht davon aus, dass gerade die sozial konstruierten binären (zweigliedrigen) und hierarchisierenden Strukturen wie z. B. Natur/Kultur, Mann/Frau, Innen/Außen und besonders die Zweiteilung in Homosexualität/Heterosexualität die Basis für die Marginalisierungen liefern, denn jede Dichotomie ist nach Zygmunt Bauman "eine Übung in Macht und





zur gleichen Zeit ihre Verhüllung. Obgleich keine Dichotomie ohne die Macht, zu trennen und abzusondern, Bestand hätte, schafft sie eine Illusion der Symmetrie. Die vorgespiegelte Symmetrie der Resultate verbirgt die Asymmetrie der Macht, die ihre Ursache ist. Die Dichotomie stellt ihre Glieder als gleich und austauschbar dar. Trotzdem bezeugt gerade ihre Existenz das Vorhandensein einer differenzierenden Macht.“⁶

Heterosexualität wird in unserer Gesellschaft als das »Normale« und Homosexualität als das »Andere« betrachtet, beide sind aber voneinander abhängig: ohne Homosexualität keine Heterosexualität. Beide stehen in Opposition zueinander. Das erste ist, was das zweite nicht ist, was freilich nicht heißt, dass beide den gleichen gesellschaftlichen Status haben.

Queer theory setzt an dem Verbindungspunkt der »obersten Opposition« von Innen und Außen an. Indem nur in diesem dichotomischen Schema gedacht und kategorisiert wird, wird das Innen ständig reproduziert und bei einer Betonung und Artikulation des Außen noch verstärkt. Das Innen definiert sich gerade durch das, was es nicht ist: wer heterosexuell ist, ist nicht homosexuell. Queer theory geht jedoch davon aus, dass ein bloßes Umdrehen der angeblichen Symmetrie von Homosexualität als das Innen und Heterosexualität als das Außen nicht die Problemlösung für die Marginalisierung der Homosexualität sein kann. Denn auch wenn dies der Fall wäre, würde sich Homosexualität immer noch durch Heterosexualität konstituieren, ganz zu schweigen davon, dass auch dann ambivalente Zwischenkategorien wie Bisexualität nicht berücksichtigt werden.

Denn, wie Judith Butler betont, »die Logik der Verwerfung, die diese normativierende Heterosexualität beherrscht, ist jedoch eine Logik, die andere »sexuierte Positionen« genauso beherrschen kann. Die Heterosexualität hat kein Monopol auf ausschließende Logiken. Sie können in der Tat auch schwule und lesbische Identitätspositionen charakterisieren und aufrechterhalten, die sich durch die Erzeugung und Verwerfung eines heterosexuellen Anderen konstituieren. Diese Logik wird in dem Versäumnis, die Bisexualität anzuerkennen, ebenso dauernd wiederholt wie in der normativierenden Interpretation der Bisexualität als einer Art von fehlender Loyalität oder mangelnder Festlegung – zwei grausame Strategien der Auslöschung.“⁷

Moderne westliche Theorien und Bewegungen der Homosexualität konnten vielleicht Homosexualität in der Gesellschaft »normalisieren«, assimilieren oder teilweise von Stigmata befreien, aber es wurden dadurch die Kategorien Homo- und Heterosexualität als ausschließliche Hauptkategorien für sexuelle und soziale Identität verfestigt. Und es wäre interessant, die Institutionalisierung der Homo-Ehe darauf hin zu befragen.

Darum macht es sich die queer theory zur Aufgabe, diese Hauptkategorien der Sexualität – wie binäre Strukturen allgemein – zu dekonstruieren bzw. als Konstrukte zu entlarven, die sich über ein Außen definieren. Dies bedeutet im wesentlichen, in einem ersten Zug die Opposition von Innen und Außen umzukehren, um dann in einem zweiten Schritt diese Zweiteilung soweit zu verschieben, dass die aus dieser Opposition ausgeschlossenen Anderen (wie Bisexuelle, Transsexuelle etc.) sichtbar werden.

Eine neue Sozialtheorie

Queer theory betrachtet Homosexualität und Heterosexualität ferner als Kategorien, die den Rahmen dafür konstituieren, wie wir über unseren Körper, Bedürfnisse, Sexualität und Identität sprechen; eine normative Sprache, die moralische Grenzen und politische Hierarchien bildet. Queer theory richtet daher ihren Blick auf die institutionellen Praktiken und institutionalisierten Diskurse, die diese Sprache über Sexualität (und damit Sexualität überhaupt) erst produzieren und somit das soziale Leben organisieren:

»Queer theory is suggesting that the study of homosexuality should not be a study of a minority – the making of the lesbian/gay/bisexual subject – but a study of those knowledges and social practices that organize »society« as a whole by sexualizing – heterosexualizing or



homosexualizing – bodies, desires, acts, identities, social relations, knowledges, culture, and social institutions.”⁸

Queer theory versucht deshalb, eine Gesellschaftstheorie zu entwickeln, die auch Lebensbereiche, Lebenswelten oder gesellschaftliche Strukturen, die auf den ersten Blick nichts mit Sexualität zu tun haben, wie z.B. die Ökonomie, auf binäre Strukturen hin untersucht und aufzeigt wie diese sexualisiert sind. Sie begreift sich somit nicht nur als eine theoretische Richtung, die »nur« in den Gebieten von gender, Sexualität oder Randgruppenforschung angesiedelt ist, sondern als eine umfassende Sozialtheorie. Dies zeigt sich auch besonders durch den interdisziplinären Anspruch der queer theorists, die nicht nur in der Soziologie, sondern auch in den Kulturwissenschaften, der Anthropologie oder in den Literaturwissenschaften anzutreffen sind.

Wie schon festgestellt, ist es ein konstituiertes und konstituierendes Merkmal der Moderne, die Welt mittels Oppositionen zu ordnen. Diesem institutionalen und diskursiv geprägten Effekt kann leider auch eine Diskussion über politische Strategien nicht entgehen. Die Schlacht um die Befreiung von Zwangsheterosexualität ist in der Homosexuellenpolitik hauptsächlich von zwei Richtungen geprägt: queer politics und identity politics. Dabei ist folgende Gefahr für Identitätspolitik festzustellen: "Wenn die Artikulation kohärenter Identität zu ihrem eigenen Politikgehalt wird, dann nimmt die Überwachung von Identitäten die Stelle einer Politik ein, in der die Identität dynamisch im Dienst eines größeren kulturellen Kampfs für die Neuartikulation und Ermächtigung von Gruppen steht [...]."⁹

Identitätspolitik ist nach Ansicht der queers immer auch Assimilierungspolitik: Assimilierung nicht nur aufgrund der Akzeptanz bestehender und imaginierter (vorgestellter), konstruierter und mitunter ausschließender Kategorien und (biologischen) Wesenheiten, sondern Identitätspolitik bewirkt auch eine Angleichung an den heterosexuell geprägten gesellschaftlichen Diskurs, wie z.B. im Fall der Forderung nach der Homoehe.

Queer politics steht dagegen der Gesellschaft konfrontativ entgegen und versucht mit Strategien, die zu Anti-Assimilierungspolitik, Dezentralisierung politischer Aktionen und Dekonstruktion führen, die verschiedenen sozio-kulturellen und politischen Bereiche auf ihre (zwangs-)heterosexuellen Bestandteile hin zu untersuchen, diese offen zu legen und zu bekämpfen. Dadurch sollen die Forderungen der Identitätspolitik nach Gleichstellung, wie z. B. "Wir sind welche von euch, wir sind eure Söhne und Töchter, warum verstoßt ihr uns?", vermieden und konfrontative Schlachtrufe wie "We are here. We are queer, get used to it!" einer heterosexuell-patriarchalen Gesellschaft zur Auseinandersetzung in den politischen, sozio-kulturellen Raum entgegengesetzt werden.

Ein weiteres Merkmal der Identitätspolitik, welches mit Assimilationspolitik eng verknüpft ist, ist die Tendenz zu einem vorgeschrieben Dualismus. Binäre Strukturen werden beibehalten, ja, sind für diese Strategie sogar politische Notwendigkeit. "Obwohl schwule und lesbische Subjekte nicht die soziale Macht, nicht die signifizierende Macht innehaben, die Heterosexualität auf eine wirksame Weise verwerflich zu machen (jene ständige Wiederholung lässt sich nicht mit der messen, die die Verwerflichkeit der Homosexualität zur Regel gemacht hat) gibt es bei der schwulen und lesbischen Identitätsbildung dennoch zuweilen den Versuch, ein konstitutives Verhältnis zur Heterosexualität zu leugnen. Diese Leugnung wird als eine politische Notwendigkeit inszeniert, schwule und lesbische Identität gegenüber ihrem scheinbaren Gegensatz, der Heterosexualität, zu spezifizieren. Die gleiche Verleugnung gipfelt jedoch paradoxerweise in einer Schwächung eben der Personenkreise, die sie einigen soll. Eine solche Strategie schreibt der Heterosexualität nicht bloß eine falsche Einheit zu, sie verpasst auch die politische Gelegenheit, sich die Schwäche in der heterosexuellen Subjektivierung zunutze zu machen und die Logik des gegenseitigen Ausschlusses zu widerlegen, mit der der Heterosexismus vorgeht. Darüber hinaus kann eine umfassende Leugnung jener Wechselbeziehung eine Ablehnung der Heterosexualität darstellen, die bis zu einem gewissen Grad eine Identifizierung mit einer zurückgewiesenen Heterosexualität ist."¹⁰





Dilemma der Strategien

Dadurch entsteht eine Quasi-Ethnizität der Schwulen-/Lesbenbewegung, die sich unweigerlich einer Ausschließungslogik unterwirft, um ihre Substanz und Essenz beizubehalten: "Damit eine schwule und lesbische Identitätsposition ihre Erscheinung als kohärent wahren kann, muss die Heterosexualität an ihrem zurückgewiesenen und verworfenen Platz bleiben. Paradoxerweise müssen ihre heterosexuellen Restbestände genau durch den Nachdruck auf der nahtlosen Kohärenz einer spezifisch schwulen Identität aufrechterhalten werden."¹¹

Eine Kohärenz, die das Subjekt auf Kosten der eigenen Vielschichtigkeit und Verbindungen der Identifizierungen eingeht oder herstellt, schließt Verbindungen, die das Wirkungsfeld des Subjekts erweitern und politisch wirksam machen könnten, vorab aus. Eine ständige Betonung und Artikulation dieser kohärenten Identität läuft dann Gefahr, zu ihrem eigenen Politikgehalt zu werden und nimmt die Überwachung von Identitäten anstelle einer Politik an, "in der die Identität dynamisch im Dienst eines größeren kulturellen Kampfs für die Neuartikulation und Ermächtigung von Gruppen steht, eines Kampfes, der versucht, die Dynamik der Verwerfung und Ausschließung zu überwinden, mit der »kohärente Subjekte« geschaffen werden."¹² Vielleicht könnte eine neue Konfiguration der Politik entstehen – so die Hoffnung der queers –, wenn Identitäten nicht länger als Prämissen für eine wirksame Politik gedacht würden und die Politik nicht mehr als Verfahren verstanden werden würde, das aus den Interessen angeblich vorgefertigter Subjekte abgeleitet wird. Denn es stellt sich die Frage, inwiefern diese Subjekte nicht selbst schon Produkt sozio-politischer Diskurse sind.

Die Tatsache, dass Identität vielschichtig ist und Identifizierungen wechseln, bedeutet für die queers nicht, dass eine Identifizierung zu Lasten einer anderen verworfen wird, sondern dieser Wechsel kann ein Hoffnungszeichen sein für die Möglichkeit, eine erweiterungsfähige Anzahl von Verbindungen anzuerkennen und einzugehen. Politische Handlungsfähigkeit wird dann nicht mehr in der Betonung einer einheitlichen Identität gesucht, sondern in der Regulierung der Grenzen von Innen und Außen, in den Grenzkonflikten von Identitätsbildung und in der Politisierung von Grenzziehungsprozessen überhaupt.

Queer politics versucht – zusammengefasst – mittels Dekonstruktion, Pluralität und Differenz politische Kraft zu erringen. Die gesellschaftliche Marginalisierung, die von den einzelnen verschieden erfahren wird, ermöglicht eine breite Bewegung, die von rassistisch, kapitalistisch, patriarchal, sexistisch Unterdrückten getragen wird. Die Destabilisierung kollektiver Identität führt zu einer größeren kollektiven Aktion. Hingegen bietet aber eine Identitätspolitik und die kohärenten Identitäten, von der sie getragen wird, einen weitaus geschlosseneren Widerstand und Macht gegen gesellschaftliche (Un-)Verhältnisse. Dabei birgt jede Strategie ein dialektisches Dilemma in sich:

Das Dilemma von queer politics besteht in der Gefahr, dass, obgleich die Basis der Unterdrückung, die konstruierten binären Strukturen, aufgelöst werden und den Differenzen Rechnung getragen wird, die AnhängerInnen der queer-Bewegung wieder als einsame AbweichterInnen ohne (real-)politische Macht dastehen, da es schwierig ist, in einer zunehmend kontingenten Welt, die (noch – oder gerade deshalb) kohärente Identitäten braucht, politisch wirksam zu sein. Oder anders gesagt: eine konfrontative Politik, wie sie die queer-Bewegung praktizieren will, käme einer Revolte gleich; und ob diese von der herrschenden Mehrheit mitgetragen oder friedlich ertragen werden würde, ist fraglich.

Vielleicht ist das ein Vorteil der Identitätspolitik, deren Strategie nicht so sehr in der Zukunft liegt, sondern sich der zur Zeit herrschenden politischen Mittel bedient und mittels einheitlicher Interessensvertretungen den Weg in die politische Partizipation bahnen will und somit nicht so aggressiv wirken, wie das Infragestellen der »natürlichen« Wirklichkeit seitens der queer-Bewegung. Das Dilemma, das daraus entsteht, ist offensichtlich: kohärente Identitäten verwischen und übersehen Differenzen, schlimmstenfalls versuchen sie, Differenzen auszulöschen (wie z.B. in der Form, wie manchen die Bisexualität abgesprochen wird oder



Bisexuelle zu VerräterInnen gemacht werden); einheitliche Identifizierungen lösen binäre Unterdrückungsstrukturen nicht auf, argumentieren oftmals in geradezu kontraproduktiver Weise mit biologistischen und essentialistischen Konstrukten, sind dadurch, dass sie nicht konfrontativ sind, weitgehend assimilierend, schaffen sich aber dadurch mehr Macht, zumindest in der gegenwärtigen politischen Struktur, in dem sie z.B. in einer bestimmten Partei ihrer Position Ausdruck verleihen dürfen.

Ein möglicher Ausweg?

Muss also zwischen einer biologistischen oder konfrontativen Strategie gewählt werden? Das starre Festhalten an einer dieser Strategien ist kurzfristig (real)politisch wirkungslos. Aufgrund der Struktur unseres modernen westlichen Denkens mit seiner binären Logik und seinen dichotomen Oppositionen zwischen Natur und Kultur, Körper und Geist, Materie und Bewusstsein stehen wir wiederum vor einem Dilemma, Sexualität und sexuelles Begehren in dieser binären Logik zu erklären und denken zu können. Während auf der einen Seite, die von einer ausschließlichen binären sexuellen Opposition (entweder homo- oder heterosexuell) ausgeht, die theoretischen wie auch politischen Konzeptionen zur Sexualität, Körper und auch Geschlecht auf die gleichsam materialistische Seite der binären Denkstruktur (Natur/Körper/Materie) verweisen, neigen andere Konzeptionen zu der kulturalistischen Seite der binären Opposition (Kultur/Geist/Bewusstsein) umzuschlagen. Dies ist gewiss nicht mit irgendwelchen theoretischen Inkonsistenzen dieser Konzeptionen verbunden, sondern eher ein strukturelles, mit der binären Logik des westlichen Denkens verbundenes Dilemma.

Es scheint zur Zeit wenig aussichtsreich, aus diesem Dilemma herauszukommen; es gibt derzeit nicht die Alternative. Aber immerhin eine Chance könnte der Versuch sein, ein Verständnis von sexueller Orientierung und Begehren zu entwickeln, in der das Dilemma selbst kritisch präsent bleibt: auf der einen Seite darf nicht der konstruktivistische Charakter von Sexualität, Körper und Identitäten vergessen werden (wobei »konstruktivistisch« keinesfalls bedeutet, dass jedeR ihre/seine Identität selber wählen kann). Auf der anderen Seite sollte nicht vergessen werden, dass im zur Zeit herrschenden gesellschaftlichen Diskurs die meisten Menschen noch immer von einer »natürlichen Veranlagung« sprechen. Dies sollte ein (real)politischer Ansatz berücksichtigen, zumindest kurz- und mittelfristig. Natürlich darf dabei nicht vernachlässigt werden, dass eine »Natürlichkeit« auch politisch konstruiert wird, um ein bestimmtes Gesellschaftsbild durchzusetzen.

Aus diesem Grund ist es hilfreich, »Sexualität« als eine historisch gewachsene, gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise zu verstehen. Dieser Begriff ermöglicht eine Balance zwischen Natur und Kultur, Körper und Geist, Materie und Bewusstsein, weil er erlaubt, »Sexualität« und »sexuelle Differenz« sowohl als kulturelles, konstituiertes und Bewusstseinsphänomen zu begreifen als auch als eine Weise, zur Zeit »materiell« körperlich zu existieren.

»Sexualität« im heutigen Sinne ist das Ergebnis eines langwierigen gesellschaftlichen Prozesses, und zwar sowohl was den scheinbar natürlichen (Geschlechts-)Körper als auch was die sexuellen Rollen, Normen und Identitäten betrifft. Wie die TheoretikerInnen der queer theory mittels dekonstruktivistischer Theoriensätze belegen, ist auch eine binäre sexuelle Differenz (in Bezug auf die Kategorie »Geschlecht« als auch auf sexuelles Begehren) keine natürliche Gegebenheit, sondern vielmehr ein konstitutives Strukturelement des herrschenden heterosexuellen Diskurses und von diesem selbst hervorgebracht.¹³

»Sexualität« bzw. einheitliches sexuelles Begehren, eindeutige sexuelle Identitäten und Normen sind folglich zwar eine historische »Erfindung« und keine natürliche Gegebenheit, aber sie sind zugleich auch die Art und Weise, wie heute Individuen existieren bzw. wie sie zu solchen werden.

Kurz: Wir begreifen »Sexualität«, »homosexuell«, »heterosexuell« oder »bisexuell« sein nur, wenn wir einen Begriff entwickeln, der sowohl das Imaginäre dieser Existenzweisen, also





Identität, Subjektivität, Körperlichkeit und sexuelles Begehren als gesellschaftlich-kulturell produzierte historisch bestimmte Selbstverhältnisse, als auch die Realität dieser Existenzweisen als gelebte Denk-, Gefühls- und Körperpraxen reflektiert. Dazu gehört aber auch, einem gewissen neueren Trend der queer studies, der unter dem Slogan "acts, no identities" Sexualität gänzlich von der Kategorie Geschlecht ablöst und nur noch die geteilten sexuellen Akte feiert, kritisch zu hinterfragen. Diesem Trend muss nach Judith Butler entgegen gegangen werden, da Vorstellungen und gelebte Existenzweisen von gender auch Sexualität strukturieren und normieren und somit Sexualität nicht gänzlich von gender (wie umgekehrt natürlich auch) zu trennen ist.¹⁴ Insofern kann eine zukünftige queer theory ebenso wenig wie eine identitätspolitische, sexuelle Bewegung, will sie sich nicht gänzlich ins politische Abseits bugsieren, nicht auf den Feminismus und dessen Analysen von der Formierung von Geschlechtsidentitäten und der Kritik am Patriarchat verzichten.

Anmerkungen:

- 1: Uneinigkeit herrscht aber dennoch innerhalb der queer-Bewegung darüber, ob auch sog. »perverse« und machtförmige Sexualpraktiken wie Sodomie, Fetischismus oder Pädophilie in den queer-Begriff einbezogen werden sollen und wo die (identifikatorischen) Grenzen des Begriffs zu ziehen sind.
- 2: Vgl.: Warner, Michael (Hg.): Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory. Minnesota 1993; Genschel, Corinna: Fear of a Queer Planet: Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik. In: Haug/Haug (Hg.), Das Argument 216. Hamburg 1996, S.525–537
- 3: Seidman, Steven (Hg.): Queer Theory / Sociology. Oxford 1996, S.11
- 4: Moore, Henrietta L.: Feminism and Anthropology: The Story of a Relationship. In: Feminism and Anthropology. Cambridge 1988. S.1–11; dies.: The Differences within and the Difference between. In: T. del Valle (ed.): Gendered Anthropology. London/N.Y. 1993, S.193–204
- 5: Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies. Frankfurt/Main 1991, S.103
- 6: Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt/M. 1995, S.28f
- 7: Butler, Judith: Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.), Geschlechterverhältnisse und Politik. Gender Studies. Frankfurt/ M. 1994, S.127f
- 8: Seidman, a a.O., S.13
- 9: Butler 1994, a.a.O., S.135
- 10: ebd., S.128f
- 11: ebd., S.129
- 12: ebd., S.135
- 13: Vgl. Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Band I. Frankfurt/M. 1977)
- 14: Vgl. Butler, Judith: Revisiting Bodies and Pleasures. In: Theory, Culture & Society Vol. 16, Number 2. London, Thousand Oaks, New Delhi 1999, S.11–20

AUTOR:

⊗ STEPHAN MOEBIUS IST DOKTORAND AN DER UNIVERSITÄT BREMEN UND PROMOVIERT MIT UNTERSTÜTZUNG DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG ZU DEM THEMA »EMMANUEL LÉVINAS UND DIE SOZIALWISSENSCHAFTEN«.

QUELLE:

⊗ DER HIER VORLIEGENDE ARTIKEL WURDE IN EINER ÄHNLICHEN FASSUNG IN DER »FORUM WISSENSCHAFT« NR. 1 / 2000 ABGEDRUCKT.

AUS:

⊗ **alaska**, NR. 233, NOVEMBER 2000, S.28–33

